



dot  
books

# PHILIPPA CARR

## Wiedersehen in Cornwall

*Roman*

Wir konnten kaum glauben, was in jenen Tagen vor sich ging. Jenseits des Kanals, der uns gnädigerweise vom Schauplatz des Unglücks trennte, eroberten die Deutschen über die Hälfte Frankreichs einschließlich aller Häfen; die französische Armee wurde demobilisiert, die Flotte fiel in Feindeshand; und die Franzosen, die mit uns übereingekommen waren, keinen Separatfrieden zu schließen, wurden jetzt von den Deutschen gedrängt, sich nicht nur zu unterwerfen, sondern sie in ihrem Krieg gegen Großbritannien auch noch zu unterstützen.

Ständig warteten wir auf neue Katastrophen.

Wir hörten, daß unser Premierminister sich betrübt und erstaunt zeigte, daß unsere einstigen Alliierten solche Bedingungen akzeptiert hatten.

Eines Abends war General de Gaulle im Radio zu hören; er befand sich in England und war entschlossen, sein Land zu befreien; sein Plan ging dahin, die Unabhängigkeit Frankreichs aufrechtzuerhalten und Großbritannien im Krieg gegen Deutschland beizustehen. Nur noch die Invasion der britischen Inseln selbst hätte die Situation noch schlechter machen können.

Ich denke, daß wir alle schockiert waren angesichts des aufrüttelnden Appells unseres Premierministers, der es immer schaffte, uns mit seinen Reden aus unserer Mutlosigkeit herauszureißen und uns neue Hoffnung zu geben und eine gewisse Erregung zu vermitteln. Er versicherte uns, daß wir bereit sein würden. Wir würden den Feind überall auf unserer Insel bekämpfen, wo immer er sich zu zeigen wagt. Und wir würden erfolgreich sein – irgendwie brachte er es fertig, uns daran glauben zu lassen.

Gretchen kehrte zurück, und sie hatte uns viel zu erzählen. Sie hatte sich verändert, da Edward wieder daheim war, und die unmittelbare Drohung der Katastrophen, die sie sich ausgemalt hatte, nicht mehr auf ihr lastete. Er war nur leicht verletzt, und sie gab zu, daß sie sich gewünscht habe, er wäre nicht so schnell wieder gesund geworden. Jetzt war er wieder bei seinem Regiment, bereit, das Land zu verteidigen, aber das würde ja wenigstens hier sein, auf unserer englischen Erde, und nicht irgendwo in der Fremde.

Sie war sehr vorsichtig in ihren Äußerungen. Ich wußte, daß sie sich über Edwards Rückkehr nicht so glücklich zeigen wollte, weil wie befürchtete, damit um so mehr den Umstand herauszustellen, daß Jowan nicht zu denen gehört hatte, die zurückgekommen waren. Ich konnte ihre Gedanken lesen wie sie die meinen, und zu jener Zeit fühlte ich mich ihr enger verbunden als selbst Dorabella.

Eines Tages sagte Gretchen zu mir: »Was ist mit diesem Jungen los – ich meine mit Charley aus London?«

»Was meinst du damit, Gretchen? Gordon hält ihn für ganz aufgeweckt.«

»Er ist bestimmt sehr aufgeweckt. Ich habe festgestellt, daß er mich beobachtet. Wenn ich unvermittelt aufblicke, dann sind seine Augen auf mich gerichtet, und er sieht mich so merkwürdig an. Und er wendet sich ab, wenn er merkt, daß ich ihn ansehe, und versucht es so aussehen zu lassen, als hätte er sich mit etwas anderem beschäftigt. Es ist ein bißchen unangenehm, weißt du.«

»Vielleicht bildest du dir das nur ein.«

»Das habe ich zuerst auch geglaubt, aber es passiert immer wieder. Ich bin im Garten und schaue hinauf zu den Fenstern. Und dann sehe ich ihn dort ... wie er mich beobachtet.

Was hat das zu bedeuten? Ich habe gedacht, du könntest es vielleicht herausbekommen.«

»Ich werde es versuchen, aber ich kann mir nicht vorstellen, was dahinterstecken sollte.«

»Der kleinere Junge macht es genauso.«

»Bert?«

»Der Bruder, ja. Es ist wie ein Spiel. Ich kann es nicht erklären. In gewisser Weise ist es unheimlich.«

»Ich werde versuchen herauszubekommen, was dahinter steckt.«

»Ich habe irgendwie das Gefühl, daß sie mich nicht mögen.«

»Warum sollten sie dich nicht mögen? Sie interessieren sich eben für alles und jedes hier. Es ist ja eine ganz neue Welt für sie. Ich denke, Sie haben sich ganz gut eingefügt.«

Aber nichts konnte Gretchen davon überzeugen, daß an dem Verhalten der Jungen nichts Außergewöhnliches sei.

Ich beschloß schließlich, daß es das einfachste sei, es bei Bert zu versuchen, der eher mit der Sprache herausrückte als sein Bruder.

Als ich einmal allein mit ihm war, sagte ich. »Bert, magst du Mrs. Denver leiden?«

Bert riß die Augen weit auf, schnaufte und gab sich mißtrauisch.

»Also, Miss ...« setzte er an und hielt dann inne.

»Also, was ist es? Was stört dich an ihr? Warum beobachtest du sie ständig?«

»Nun«, sagte Bert, »man muß sie doch beobachten, oder?«

»Muß man? Warum?«

»Ja, weil ...«

»Weil was?« fragte ich.

»Also, wissen Sie, Miss, wir gehen doch jede Nacht raus und halten Ausschau nach ihnen, oder? Charley sagt ...«

»Ja, was sagt Charley denn?«

Bert wand sich ein wenig.

»Charley sagt, man muß sie beobachten. Man weiß nie, was sie vorhaben.«

»Was glaubst du denn, was Mrs. Denver ›vorhaben‹ könnte?«

»Nun, sie ist doch eine von denen, nicht wahr? Sie ist eine Deutsche.«

Mir wurde übel. Ich mußte an die Szene im Schloß denken, als diese gewalttätigen jungen Männer versucht hatten, das Mobiliar zu zerschlagen.

Ich sagte: »Hör zu, Bert. Mrs. Denver ist unsere Freundin. In gewisser Weise ist sie mit mir verwandt. Sie ist gut, nett und freundlich, und dieser Krieg hat nichts mit ihr zu tun. Sie gehört zu uns. Sie will, daß wir diesen Krieg gewinnen. Es ist sehr wichtig für sie und ihre Familie, daß wir das schaffen.«

»Aber wir halten doch immer Ausschau nach ihnen, nicht wahr? Und sie ist eine von denen. Charley sagt, wir sollten sie beobachten.«

»Ich werde mit Charley reden«, sagte ich. »Kannst du ihn herrufen?«

Bert nickte und rannte bereitwillig los und kam bald darauf mit seinem Bruder zurück.

»Charley«, sagte ich, »ich will mit dir über Mrs. Denver reden.«

Charleys Augen wurden schmal, sein Gesichtsausdruck signalisierte, daß er Bescheid wußte.

»Sie steht auf unserer Seite, Charley«, sagte ich.

Charley sah mich ungläubig und mit mildem Mitleid an.

»Ich muß euch etwas erklären«, sagte ich. »Es ist wahr, daß Mrs. Denver eine Deutsche ist.« Ich fuhr fort: »Aber sie sind nicht alle schlecht, wißt Ihr. Und außerdem wird sie und ihre Familie in Deutschland sehr schlecht behandelt. Hitler ist genauso sehr ihr Feind wie unserer – wahrscheinlich sogar noch mehr.« Ich versuchte, eine kurze und lebendige Beschreibung dessen zu geben, was in jener unvergeßlichen Nacht im Schloß geschah; und ich denke, es ist mir gelungen. Seine Augen wurden noch schmaler. Er war nicht dumm. Er wußte, was Gewalt bedeutete, das war deutlich zu spüren.

Zum Schluß sagte ich: »Weißt du, Charley, es ist für sie genauso wichtig wie für uns, daß wir diesen Krieg gewinnen.«

Er nickte ernst, und ich wußte, daß er die Botschaft verstanden hatte.

Es war vielleicht einen Monat nach dem Zwischenfall mit den phosphoreszierenden Fischen, und Dorabella und ich saßen wieder einmal im Garten und wachten über die See. Eine dunkle Nacht mit einer dünnen Mondsichel, ein mitternachtsblauer Himmel und eine ruhige, fast spiegelglatte See.

Die erste lähmende Angst vor der Invasion war verfliegen. Es ist erstaunlich, wie schnell man sich an eine Katastrophe gewöhnt. Unsere Stimmung war durch die häufigen Rundfunkansprachen des Premierministers an die Nation deutlich gestiegen, und jede Woche, die verstrich, bedeutete, daß wir besser gerüstet sein würden. Wir erfuhren, daß die neun Divisionen, die von Dünkirchen aus evakuiert worden waren, wieder ihre volle Stärke erreicht hatten; und hier, in unserem Land, standen außerdem Truppen aus den Kolonien, dazu Polen, Norweger, Holländer und Franzosen – die französische Truppe war von General de Gaulle aufgebaut worden. Überall im Land meldeten sich die Männer zur »Freiwilligen Ortsverteidigung«; von Woche zu Woche wurde die Ausgangslage deutlich günstiger für uns.

Wir wähten uns keineswegs in Sicherheit, aber wir waren optimistisch und davon überzeugt, daß wir unsere Stellung halten und siegen würden, wenn es jetzt zu einem Konflikt kam.

»Ist dir klar«, sagte Dorabella zu mir, »daß es jetzt fast ein Jahr her ist, seit all das begann? Es scheint sich ewig hinzuziehen.«

Sie lächelte wehmütig. Sie wußte, daß ich an Jowan dachte, weil ich das immer tat. Wo war er? Würde ich ihn jemals wiedersehen?

Dann bemerkte ich es plötzlich. Es war ein schwaches Licht – nicht am Horizont wie bei den Fischen, sondern viel näher an der Küste.

»Siehst du ...?« sagte ich.

Dorabella starrte aufs Meer hinaus.

»Fische?« sagte sie.

»Ja, vielleicht sind es ...«

Das Licht verschwand, es herrschte wieder Dunkelheit.

»Sie lachen immer noch über uns wegen damals«, sagte Dorabella. »Erst vor ein paar

Tagen ... Schau mal, da ist es wieder!«

Es war wieder da und verschwand wieder. Überall herrschte Dunkelheit, und außer dem sanften Plätschern der Wellen am Strand war kein Laut zu hören.

Dorabella gähnte.

»Nun«, sagte sie, »wir haben unsere Lektion gelernt. Kein Alarm mehr wegen eines Fischeschwarms.«

»Sie fanden es alle köstlich, und die Einheimischen waren begeistert, daß sie sich auf unsere Kosten amüsieren konnten.«

»Da ist etwas Wahres dran. Etwas, worüber die Leute in diesen Tagen lachen können, kann nicht allzu schlecht sein.«

»Auch Gretchen geht es jetzt besser.«

»Es muß wunderbar für sie sein. Ich wünschte ...«

Sie hielt inne, und ich sagte. »Ich weiß. Ich muß eben weiter hoffen.«

»Du wirst bald etwas hören. Weißt du, es liegt mir in den Knochen. Und ich habe sehr verlässliche Knochen.«

Sie versuchte mich aufzumuntern, und ich fragte mich, ob sie wirklich glaubte, daß Jowan wieder heil nach Hause kam.

Dann nahm mich die Vergangenheit gefangen, und ich dachte daran, wo wir uns kennengelernt hatten, hörte noch einmal die Worte, die wir gewechselt hatten, erlebte noch einmal, wie wir langsam unsere Gefühle füreinander entdeckt hatten. Wie unglücklich ich gewesen war, als ich dachte, Dorabella sei tot, wie er mich getröstet hatte und wie sehr ich damals ein anderer Mensch gewesen war. Erfahrungen ändern die Menschen, zwingen sie, reif zu werden. Wie jung muß ich vor jener Reise nach Deutschland gewesen sein!

Dorabella fuhr plötzlich zusammen.

»Sieh mal! Da unten! Ich sehe da etwas auf dem Wasser, etwas Dunkles, das sich in der Dünung wiegt.«

»Es ist ein Boot«, sagte ich, und dann hörte ich das Tuckern eines Motors.

»Wahrscheinlich einer der Fischer, der spät wieder hereinkommt«, meinte Dorabella.

Wir warteten ein paar Augenblicke, da wir nicht feststellen konnten, ob das Boot bis zum Strand fuhr. »Sollen wir Alarm schlagen?« fragte ich.

»Und uns wieder zum Gespött machen?«

»Eigentlich müssen wir es tun.«

»Gordon sagte ja, wir hätten es richtig gemacht. Woher hätten wir auch diese elenden Fische kennen sollen?«

»Gehen wir doch hinunter und sehen nach, wer es ist«, sagte ich. »Ich wette, es ist der alte Jim Treglow oder Harry Penlore oder einer von den anderen. Sie wollen uns vielleicht nur hereinlegen ... um sich noch einmal über ›die Fremden‹ amüsieren zu können.«

»Und wenn es nun irgendein Spion ist?«

»Daß ich nicht lache! Das ist eins der alten Fischerboote. Davon gibt es doch wahrlich genug hier.«

Ich zögerte. Wir durften nicht wieder Alarm schlagen, wenn es nicht wirklich notwendig war. Wenn wir damals erst einmal eine Weile gewartet hätten, dann hätten wir vielleicht bemerkt, daß wir nur einen Fischeschwarm sahen und keine Invasionsarmee.

»Komm schon«, sagte Dorabella. »Wir sehen uns an, wie sie an Land kommen, und wenn es jemand ist, den wir nicht kennen, dann laufen wir hinauf und schlagen Alarm. Dazu ist dann immer noch Zeit.«

Wir eilten den Pfad zum Strand hinunter und standen dann dicht beieinander im Schutz eines überhängenden Felsens. Der Motor war abgestellt worden, alle Lichter ausgelöscht. Näher und näher kam das Boot. Dann knirschte es auf dem Sand, und ich hörte eine Männerstimme etwas sagen – auf Französisch.

Dorabella hielt den Atem an, als der Mann zu unserem Haus hinaufschaute. Er hatte uns nicht gesehen.

Dann wandte er sich wieder ab, und eine weitere Gestalt kletterte aus dem Boot. Sie war schlank, in einen Umhang eingehüllt. Eine Frau, dachte ich.

Wir mußten handeln. Wir mußten uns unbemerkt davonmachen. Wir mußten Alarm auslösen. Niemand durfte an Land kommen, ohne verhört zu werden.

Der Mann schaute jetzt in unsere Richtung. Er hatte uns gesehen. Es war fast ein Flüstern, aber seine Stimme wurde in die Nachtluft hinausgetragen.

Dorabella sagte: »Jacques ...«

Der Mann hörte es. Er kam auf uns zu, das Mädchen neben sich.

Dorabella trat aus dem Schutz des Felsens und ging auf das Paar zu.

Sie sagte. »Jacques, was machst du denn hier?«

Er drehte sich zu ihr herum und sah sie an.

»Dorabella, *ma petite* ...« Dann streckte er die Hände aus.

Sie standen einander gegenüber, dann drehte er sich zu seiner Begleiterin um und sagte: »Das ist meine Schwester, Simone.«

Ich wußte jetzt, wer er war. Ich hatte ihn schon einmal gesehen, auf der Weihnachtsfeier auf Jermyns Priory, auf der er Dorabella kennengelernt hatte. Es war der französische Künstler, der die kornische Küste gemalt hatte und um dessentwillen sie ihren Tod durch Ertrinken vorgetäuscht, ihren Mann und Tristan, ihren kleinen Sohn, verlassen hatte und nach Frankreich gegangen war.

Er ließ sie los, wandte sich mir zu und nahm meine Hand.

»Ich bin so froh, euch zu treffen«, sagte er mit leichtem Akzent, aber auf Englisch. »Ich habe nicht geglaubt, daß wir es schaffen würden. Die See ist ruhig, aber unser Boot war nur eine Nußschale ... Und es war eine lange Fahrt.«

»Warum ... warum?« stammelte Dorabella.

»Das fragst du! Wir können nicht mehr in Frankreich leben ... Nicht, bis wir wieder frei sind. Weder Simone noch ich. Es ist unmöglich. Wir sind zwei von vielen, die diese Reise antreten. Sie wagen sich auf See ... mit kleinen Booten ... und riskieren ihr Leben ... Aber was ist ein Leben als Sklave wert, hm? Also sind wir geflohen.«

»Ich verstehe«, sagte Dorabella. »Das war sehr mutig von euch.«

Sie musterte Simone, ein zierliches, dunkles Mädchen, das im Dunkel der Nacht romantisch schön wirkte. Es zitterte, wie ich sah, und ich sagte: »Sie müssen frieren.«

»Wir waren lange auf See«, antwortete Simone. »Es ist keine Kleinigkeit ... dieser Ärmelkanal. Nein ... selbst in einer Nacht wie dieser nicht. Wir sind durchgefroren und hungrig, aber glücklich, daß wir Erfolg hatten. Wir sind hier ... so wie wir es geplant